

Politische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 49

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

POLITISCHE RUNDSCHAU



Politisches Erdbeben in Rumänien.

—an— Ein wilder Racheakt der „Eisernen Garde“ hat die Grundfesten des neuen Legionärstaates erbeben lassen. Im Jilava-Gefängnis wurden zuerst 64 Anhänger der frühern Regierung, alles Leute, die irgendwie an der Vernichtung der frühern Gardeorganisation oder direkt an der Ermordung Codreanus beteiligt waren, erschossen. Dann erfolgten weitere private Mordtaten, denen der berühmte Rechtsgelehrte Professor Jorga und sein Kollege Madgearu zum Opfer fielen. Entführung, Auffindung der Leichen mit sechs oder sieben Schußwunden ... die Rache hat auf echt balkanische Weise gewütet. Jorga hat den Prozeß gegen Codreanu geführt, das genügte. Madgearu führte in der Bauernpartei eine große Rolle und war einer der Befürworter scharfer Maßnahmen gegen die Faschisten ... heute hat er gebüßt. Ob die über Ungarn zu uns gelangten Nachrichten, wonach über tausend Personen in Pogromen totgeschlagen wurden, stimmen, läßt sich nicht kontrollieren. Auch weiß man nicht, was alles unter der Maste faschistischer Rache an privaten Raub- und Mordgelüsten Luft suchte. Nicht nachprüfbar sind ferner die Zusammenstöße zwischen der Armee und Legionären in verschiedenen Städten, wo die Legion angeblich die Macht ergriffen hatte.

Aber eines geht aus dem Wirrwarr der Meldung hervor: General Antonescu und Horia Sima, welche sich an die Spitze des Legionärstaates gestellt haben, kämpfen einen Entscheidungskampf gegen die radikaleren Elemente in ihren eigenen Reihen. Gegen Elemente, denen das Tempo der Umwälzung nicht schnell genug gegangen und die nicht darauf warten können, daß sie selbst ans Ruder ... und an die Krippe kommen. Was sie wünschen, ist außer einer radikalen Rachejustiz gegen alle politischen und persönlichen Feinde ein ökonomischer Umsturz großen Stils, und Antonescu stellt sich als Schutzschild vor die heutigen Besitzer. Sein Kurs wünscht ihren Einbau ins neue System, nicht ihre Ausrottung. Es sind die „Reformer“, die sich heute von den „echten revolutionären Reformern“ beschimpfen lassen müssen. Ihr „Luxus“, ihre „Machtgier“, ihr „Berrat“ besteht in nichts anderm als dem, was alle Führer einer Revolution tun, um diese Revolution vor dem Abrollen ins Chaos zu retten: Sie bremsen.

Der Mordwelle ging schon eine Auseinandersetzung mit den „alten Legionären“ voraus. Die Familie Codreanu wurde sanft auf die Seite gestellt, so unter andern der Vater des ermordeten Führers, dem die Pietät der Anhänger allerlei nachsah und der Schonung erfuhr. Ob die zuerst Gemäßigten, vielleicht die Familie Codreanu selbst, unter den Urhebern all der Morde und wilden Pogrome zu suchen sei, darüber meldet die Presse zunächst nichts.

Was nun werden wird, ist ziemlich klar: Antonescu stützt sich auf die Armee und die Deutschen. Aber ein Teil der Legionäre wirft ihm vor, ein Werkzeug der Deutschen zu sein. Gegen solche Vorwürfe kann sich ein rumänischer Staatsführer Rumäniens schwer schützen. Die Abhängigkeit von der Achse ist allzusehr sichtbar, und es ist noch die Frage, ob nicht der Beitritt des Landes zum Dreimächtepakt der Empörungswelle befondere Nahrung gegeben. Unschwer erkennt man in den Vorwürfen der Abhängigkeit eine Unterströmung, die sich gegen Deutsche und Italiener richtet. Kein Wunder, daß heute die Verstärkung der deutschen „Lehrdivisionen“ gemeldet

wird und daß sogar die Rede von einer Reise des deutschen Oberbefehlshabers General von Keitel nach Bukarest war, abgesehen von der Teilnahme hoher deutscher Persönlichkeiten an der feierlichen Beisetzung des rehabilitierten Codreanu.

Mit Hilfe der Deutschen kann Antonescu zweifellos die Armee bei der Stange behalten. Es gibt aber eine weitere Strömung innerhalb der breiten Volksmassen und der fiebernden Legion: Der Revanchegedanke, und nichts wäre natürlicher, als das Übergreifen dieser gefährlichen Idee in die Reihen der hohen und niederen Offiziere. Antonescu hat dieser Strömung in einer Rede Ausdruck gegeben und sich mit ihr gewissermaßen solidarisiert. Er sprach im reftlichen Siebenbürgen, in der Krönungsstadt Alba Julia, und was er sagte, reimt sich bedenklich schlecht mit dem Willen, den heutigen Zustand, also die Teilung des Landes, anzuerkennen und nach dem Schiedspruch der Achse zu leben. „Wir waren die ersten im Lande und werden die letzten darin sein ... wir sind vom Unglück überrascht worden und haben nicht gekämpft.“ Das rumänische Volk, die Legion, die Armee vernehmen also, daß der Staatschef der gleichen Ansicht sei wie alle, daß auch er hoffe, es sei nicht aller Tage Abend, und daß der Tag erwartet werde, da man zur Wiederherstellung der frühern Grenze schreite. Er spricht das nicht aus, aber das rumänische Volk versteht ihn. Und damit festigt er seine Position zunächst einmal moralisch.

Das Beispiel der Griechen, die sich zur Wehr gesetzt und erhebliche Anfangserfolge errungen haben, gibt sehr wahrscheinlich den Rumänen zu denken, und wenn die Meldungen auch nicht mehr von gelungenen Vorstößen sprechen, wenn die rasche Eroberung von Argyrocastro und Premeti auf sich warten läßt ... die Rumänen glauben an einem Beispiel zu sehen, was zu tun gewesen wäre, damals im Herbst, als die Russen in Becharabien einbrachen. Einer wild erregten Phantasie muß es heute möglich scheinen, was damals unmöglich erschien: Hätte man nicht die Russen aufhalten können? Und hätte nicht die Achse den Ungarn unterfagt, einem heldenhaft um die becharabische Erde kämpfenden Rumänien in den Rücken zu fallen? Und sollte die Achse, wenn sie heute den Willen des geschlagenen Volkes spürt, nicht wenigstens Ungarn veranlassen, einen Teil der Beute wieder herauszugeben? War nicht Antonescu in Berlin?

Die Rumänen sind in einer seltsamen Lage. Sie haben auf die Achse gesetzt, und der Achse ist Ungarn so lieb wie Rumänien. Und es ist ebenfalls die Achse, die alles vermeidet, was die Russen argwöhnisch stimmen könnte. Unter welchen Voraussetzungen eine Umstellung der Schalter in Berlin und Rom erfolgen sollte, läßt sich schlechterdings nicht ausdenken. Die Sicherung der Petrolgebiete gegen russische Überraschungen ist gelungen ... das Wichtigste, was Berlin wünschte, ist also verwirklicht, und nichts wird geschehen, was diese Errungenschaften stören könnte. Antonescu wird seiner scharfen Rede zum Troste von Rom und Berlin kaum Konzessionen erhandeln. Man wird ihn praktisch anhalten, den Wiener Schiedspruch als Basis der rumänischen Existenz anzuerkennen. Die dunkel gegebenen Versprechen bleiben also unerfüllt, und wenn er eine Militärdiktatur ausruft, um der Unterströmung in der Legion Herr zu werden, verwirklicht auch diese neue Form der Diktatur nichts

von dem, was in den Herzen als Forderung brennt. Zerreißende Widersprüche werden unter der Oberfläche mühsam hergestellter Ordnung weiter wüten, bis eines Tages die Katastrophe neue Kanäle findet.

Die Russen haben offenbar in den Unruhetagen eine unterirdische Rolle gespielt. Es ist gefragt worden, ob nicht fremde Mächte ihre Hand im Spiel hatten, als die extremen Legionäre losschlügen. „Fremde Mächte“ ... nur die Engländer und die Russen können in Frage kommen. Sollten die Engländer derlei Dinge können? Die Legionäre sind jeder „westlichen Orientierung“ fremd. Sie haben antidemokratische Affekte ... daran wird wohl am wenigsten zu zweifeln sein. Ob der „Intelligence Service“ mit Hilfe von Sendlingen die unruhigen Elemente aufzuputtschen und einen Rachekrieg zunächst gegen Ungarn zu entfesseln suchte? Der Status des „beruhigten Donaulandes“ unter Achsenführung, der endgültige Friedenszustand auf der Basis des Wiener Schiedspruches würde dadurch gefährlich gestört, und ein wichtiges deutsches Versorgungsgebiet ginge in Rauch auf. Klar, daß der Verdacht ausgesprochen wurde, es könnten die Engländer sein, die „vulkanisch“ zu wirken versuchten.

Aber die Russen? Man weiß heute, daß der Besuch eines wichtigen Moskauer Funktionärs bei König Boris eine der Hauptursachen jener Absage an Berlin und den Dreimächtepakt gewesen. Bulgarien hat seine Delegierten nicht nach Deutschland gesandt, weil die Russen das Land als Schutzposition der Dardanellen und der türkischen Verteidigungslinie in Thrazien neutral zu erhalten wünschen. Ist es ein absoluter Zufall, daß dieser auf Bulgarien ausgeübte freundschaftliche Druck und die ausbrechenden Schwierigkeiten in Rumänien zeitlich so nahe beisammen liegen? In Rumänien hörte man einen Schwarzfender mit verwirrenden Nachrichten, und die Regierung Antonescu ließ das ganze Land vor diesem Sender warnen. Es hieß auch, er funkte von Besarabien her. Also wären es die „rumänischen Kommunisten“, die dem zweifelnden Lande vom Sowjetboden aus neue Direktiven gäben? Allrumänige Sowjetrepublik? Wiedergewinnung des gesamten Vaterlandes unter der Ägide Moskaus? Man weiß, daß sie diese Parole ausgeben; was der Sender funkte, ist nicht bekannt geworden.

Eins aber ist außer den Ereignissen in Rumänien und Bulgarien bekannt: Die Türken sind überzeugt, daß man sie vorläufig in Ruhe lasse, und es macht durchaus den Anschein, als ob die Achse die Eroberung des widerstrebenden bulgarischen und türkischen Bodens zunächst wieder mit Hilfe wirtschaftlicher Methoden weitertreiben werde. Zugleich geht ein Konkurrenzkampf zwischen der Achse und den Sowjets los. Zwischenhinein rückt wieder Jugoslawien ins Blickfeld, mit dem die Türken Fühlung suchen, und hinter den Türken vermutet man wiederum die Russen. Der große diplomatische Vorstoß der Achse im nahen Südosten hat also mehrfache Gegenwirkungen geweckt, die ohne einen hintergründigen Antreiber nicht recht verstehbar wären. Man hat diesen Antreiber kaum bemerkt, aber man setzt ihn voraus, auch hinter den rumänischen Vorgängen, als lautlosen und gefährlichen Mitspieler. Und fürchtet, er bezwecke letzten Endes die Unterwühlung nicht nur des einen ausweglosen Volkes, des rumänischen, sondern auch aller andern. Drei Jahre Krieg statt nur eines, und es können sich fürchterliche Perspektiven bieten!

„Ostasiatische Achse“

Zwischen der japanischen, der mandschurischen und der chinesischen „Zentralregierung“ Wang Tsching Weis in Nanking ist ein Pakt geschlossen worden, der die „Neue Ordnung in Ostasien“ begründen soll. Japan und die zwei Vasallen wollen zusammen arbeiten, zusammen die „Komintern“ bekämpfen, zusammen die industriellen Grundlagen des Großraumes schaffen, zusammen

die Bodenschätze ausbeuten. Zwei Jahre nach Herstellung des Friedens in China haben die Japaner ihr Militär zurückzuziehen. Aber es stehen ihnen Häfen zur Verfügung, um die neue Ordnung militärisch zu stützen, und den Armeen wird weiter Zutritt gelassen, wenn die Organisation des Machtraums dies verlangt. Anders sind die Klauseln nicht auszulegen.

Die Regierung Tschiang Kai Schecks hat darauf mit einem Haftbefehl gegen Wang Tsching Wei geantwortet und bekannt gegeben, daß sie die Beziehungen zu jedem Staate abbreche, dem es einfallen sollte, die sogenannte „Nankingerregierung“, ein Instrument der Japaner, anzuerkennen. Gleichzeitig verbreitet die Propaganda Tschiangs Zahlen über die moderne Armee, welche Tschungking zur Verfügung stehe oder stehen werde. Eindrucksvolle Zahlen, die erraten lassen, wie weitfichtig der Generalissimus Restchinas plant und auf welche Fristen er rechnet, um den Zusammenbruch Japans herbeizuführen. Die Welt steht heute vor der klaren Situation: Entweder wird Japan das ostasiatische Großreich steuern, oder China wird auf der Basis einer neu aufgebauten Armee die „Großmacht von morgen“ sein ... mit einem maritimen Anhängsel Japan. Die Veröhnung zwischen den zweien ist unmöglich geworden, war es seit zwei Jahren. Aber wenn man vor zwei Jahren noch ein Nebeneinander Chinas und Japans voraussehen durfte, heute gibt es diese Möglichkeit kaum mehr. Tschiang kann nur noch untergehen oder Japan „beerben“.

Wie stehen heute die Dinge an den verschiedenen Fronten? Die unübersichtlichen Meldungen erwecken im durchschnittlichen Zeitungsleser meist nur das Bild eines chaotischen Hin und Her von japanischen und chinesischen Teilerfolgen, aus deren Bedeutung man nicht klug wird. Verfolgt man aber die Nachrichten anhand der Karte, konstatiert man eine für die Japaner eher unheimliche Situation. Sie kommen nicht vorwärts, und für die siegreiche Niederringung eines Gegners, der auf die Zeit baut, ist dies schlimm, umfomehr als Japan selbst die Folgen der Zeit zu fürchten haben wird.

Es fanden in letzter Zeit Schlachten in verschiedenen Gegenden rund um das große Becken von Hankau herum statt. Einmal weit im Westen, hinter der letzten größten Stadt des flachen Gebietes, hinter Tschang. Sind die Japaner dort Herren der Situation? Haben sie die Chinesen aus dem Vorgelände völlig vertrieben? Eines scheint sicher zu sein: Das Eindringen in die Gebirgszone mit ihren wilden Schluchten, die militärische Hauptaufgabe, steht nicht auf dem Aktionsprogramm des Angreifers, aus dem einfachen Grunde, weil es in seiner Schwere jede Vorstellung überstiege. Die Kämpfe gehen um Linien, die schon seit halb andert-halb Jahren kaum verändert laufen. Nun haben aber die Chinesen weit östlich von dieser Front, im Tapiegebirge, nordwestlich und nördlich von Hankau, zu Angriffen angefangen, einmal um die Verbindung Hankau—Peiping, die große Nord-südbahn, zu unterbrechen, zum andern aber, um das Becken von Hankau gegen Osten abzuriegeln. Gelänge dieser zäh vorge-tragene, von Rückschlägen unterbrochene Angriff, dann hingen die Japaner mit sämtlichen westlich davon liegenden Armeen in der Luft.

Da nun auch östlich von Hankau die Chinesen auf weite Strecken Herren des südlichen Yangtseufers geblieben sind, und da bis an die mongolische Grenze hinauf die Kämpfe um einzelne Positionen hin- und hergehen, namentlich im südlichen Schan-si und in der Gegend von Kaiföng, läßt sich die Front im Großen durch die zwei Linien umschreiben, die dem Yangtse vom Meer bis Hankau und von da der Nord-südbahn entlang bis zum Hoangho folgt. Die Stellungen westlich Hankau stellen lediglich einen tief vorstoßenden Keil dar, den abzurücken das nächste Ziel der Chinesen sein müßte, und den zu erweitern den Japanern anscheinend nicht gelingt. Südlich des Yangtse haben die Japaner lediglich am Meer, zwischen Schanghai, Hangtschau und Nanking Fuß gefaßt.



Was der Schullehrer Wilhelm (Paul Hubschmid) seinen Schülern im Märchen nicht fertig erzählen konnte, weil er noch gar nicht wusste, wie die Geschichte ausgehen würde: hier ist es nun, mit Gritli (Anne-Marie Blanc) Wirklichkeit geworden: die Prinzessin liebt ihn . . .



Gritli und ihr Götti (Heinrich Gretler) vor Gericht, das Gritli zu seinem Recht verhilft und die Ehe mit Störteler scheidet.

„Die missbrauchten Liebesbriefe“

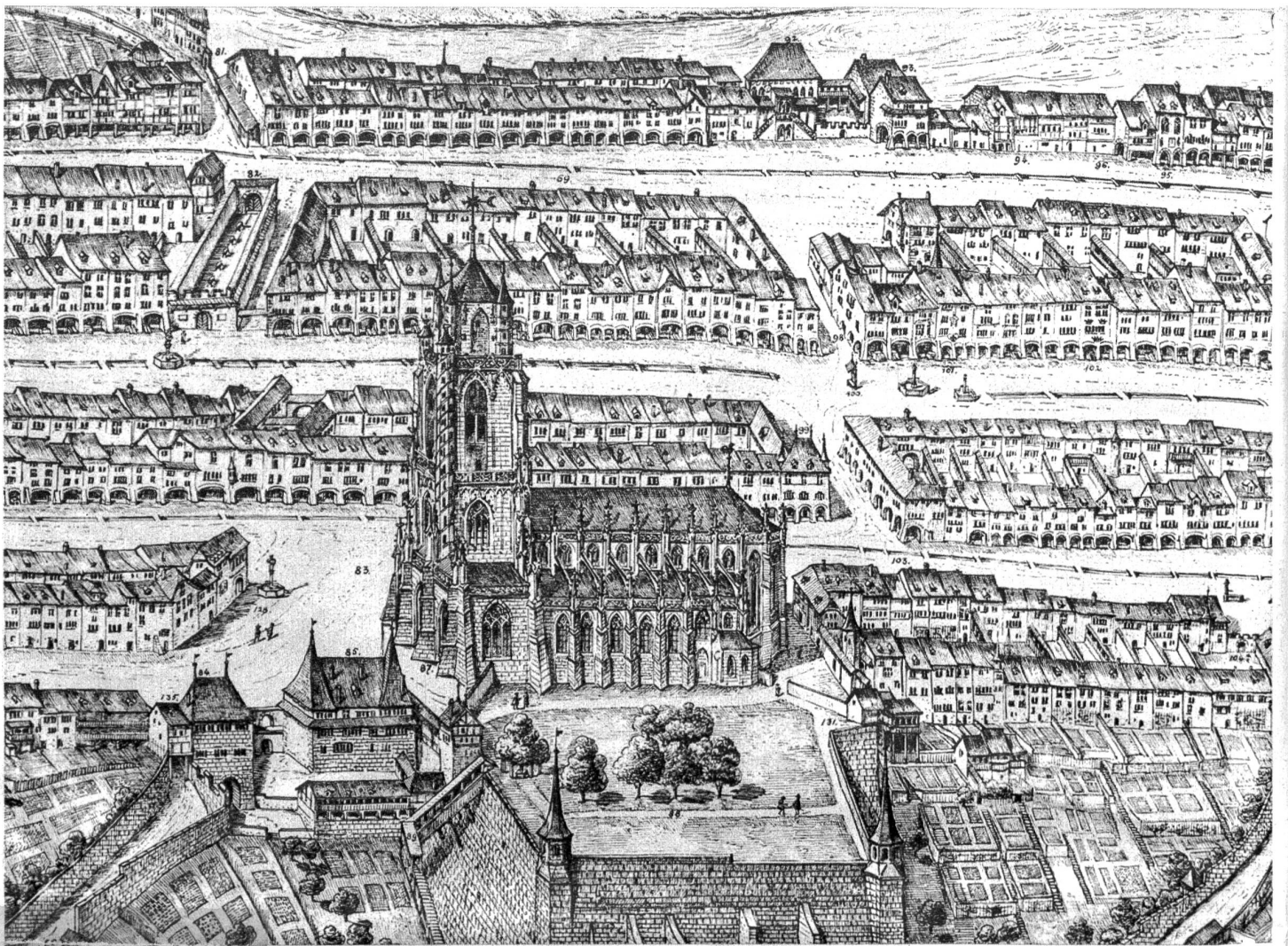
(Ein Praesens-Film nach der gleichnamigen Erzählung von Gottfried Keller).

Diese übermütige Literatenpersiflage, die zugleich eine unendlich zarte Liebesgeschichte ist, hat nun auch der Film für sich entdeckt. Der Schweizerfilm! Und es ist ganz prachtvoll, wie er diese Erzählung, die mit unübertrefflicher Schalkheit falsche Empfindsamkeit und naive Anmut einander gegenüberstellt, mit echt Keller'scher Verhaltenheit, die nur das zweitletzte sagt, restlos in Bild und Ton aufgelöst hat, wie Zucker im Wasser. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurfte, dass der Schweizerfilm seine Kinderschuhe ausgetreten und mit denselben Ansprüchen, wie seine ausländischen Kollegen, vor sein Publikum treten kann — hier ist er! Das ist nun ein wirklicher Schweizer-Film; wir können und wollen uns freuen über diese Leistung; wir können und wollen uns aber auch an ihr freuen. W.

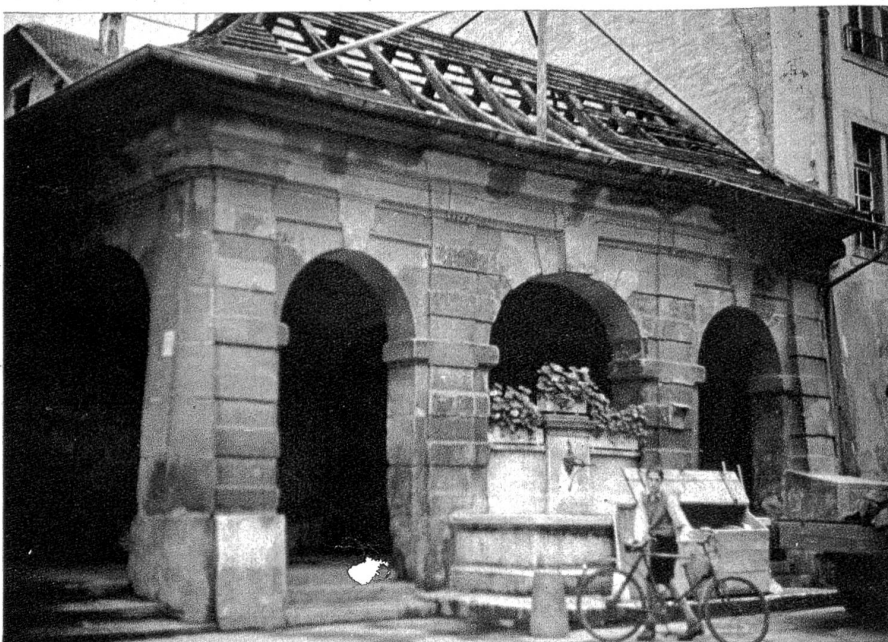
(Der Film läuft gegenwärtig in Bern im „Bubenberg“ und im „Capitol“.)



Viggi Störteler (Alfred Rasser) während seiner überwältigend komischen Anklagerede vor Gericht.



Wie die alte Schaal in Bern vor dem Umbau im Jahre 1666 ausgesehen hat. Sie ist auf diesem Plan von Gregor Sickingher aus dem Jahre 1607 sofort erkennbar (links von der Spitze des Münstersturmes, an der Metzgergasse mit Nr. 82 bezeichnet). Man sieht, dass sie an der Kramgass-Seite noch keine Lauben hatte — diese entstanden erst 1666 — und dass der schöne Abschluss mit dem Brunnen an der Metzgergasse damals noch nicht bestand; er wurde erst 1784 errichtet. Die auf der Abbildung sichtbaren Zahlen bezeichnen folgende Gebäude: bei Nr. 81, an der Einmündung der Brunnengasse in die Metzgergasse stand das alte Schint- oder Schaalhaus. Hier befindet sich auch der älteste laufende Quellbrunnen, der sog. Stettbrunnen. Nr. 82 bezeichnet die alte Fleischschaal. 83 Kirchplatz vor dem Münster. 84 u. 85 sind das alte Stiftsgebäude und die alte Lateinschule. 87 Münsterportal. 88 der Kirchhof (der Name Platteform kam erst im 18. Jahrh. auf). 89 die sog. Chorherrentreppe, die früher von der Plattform an die Matte hinunter führte. 92 und 93 Rathaus und Staatskanzlei. 94 Kronenstall, 95 St. Anthonierkapelle, 96 St. Anthonienställe. 98 u. 99 Kreuzgasse. 100 Richterstuhl an der Kreuzgasse. 101 Gesellschaftshaus Niederpfistern und zugleich Brotschaal, die früher an dieser Stelle mitten über dem Stadtbach stand. Etwas weiter unten stand ebenfalls über dem Stadtbach bis 1468 die niedere Fleischschaal. Weiter stadtwärts folgte das Gerberhaus. 102: Wirtshaus Krone. 103 ist die Junkerngasse u. 104 das Bubenberghaus, an dessen Stelle nun der Erlacherhof steht.



Die Schaal von der Kramgass-Seite. Der wohlproportionierte Aufbau über der Laube wurde 1666 errichtet.

Die alte Schaal

Die alte Schaal gegen die Metzgergass-Seite kurz vor ihrem Abbruch. Das Schaaltor war früher ohne Lauben. Der gefällige Laubenvorbau mit dem Brunnen wurde 1784 erbaut.

Die von dieser ungeheuer langen, im vorgetriebenen Keil bedrohten Winkelfront getrennten japanischen Besetzungszonen des Südens haben in letzter Zeit nur eine einzige Änderung erfahren. Die Japaner zogen vor, sich aus der Gegend der Provinz Yunnan zu verziehen und ihre Armee, die auf immer härteren Widerstand stieß, nach andern Gegenden, unter anderm nach Französisch Indochina, abzutransportieren. Die Befestigung von Kanton dient wie alle andern in den großen Hafensstädten Swatow, Amoy und so weiter gefandenen Abteilungen einzig der Blockade und erwehrt sich der Belagerung, bisher mit Erfolg. Man erwartet jedoch, daß die im Yunnangebiet freigewordenen Chinesen wenigstens teilweise gegen Kanton eingesezt werden, während andere Abteilungen sich an der Grenze Indochinas einrichten, um Flankenstöße von dort her abzuwehren.

Alles, was man also von der „ostasiatischen Achse“ sagen kann, ist dies: Sie hat gegen sich das restliche China, das seit einem Jahr Stand gehalten und Anstalten trifft, langsam zur Offensive überzugehen. Allein Japan baut, trotzdem eine militärische Entscheidung in immer weitere Ferne rückt, auf bestimmte weltpolitische Vorgänge, die es seiner Dreimächtepaktspolitik gemäß erhofft und von denen es annimmt, sie würden Restchina zur Kapitulation zwingen. Beispielsweise eine Zwangslage für England, die Versorgungsstraße über Burma wieder zu sperren. Oder eine Situation der Russen, die man heute nicht voraussehen kann, die aber einem deutschen Siege über England automatisch folgen müßte; ein siegreiches Deutschland würde Stalin vorschreiben können, daß die Belieferung Tschiangs sofort einzustellen sei.

Japan braucht also Tschiang nicht zu besiegen und kann die Überanstrengungen wirtschaftlicher Art, die sein Ruin wären, einschränken. Es braucht theoretisch nur darauf zu warten, bis jene besiegt sind, die ihm andauernd durch Lieferungen den Widerstand ermöglichen: Die Engländer.

Mit der Ausschaltung Englands, so rechnet man in Tokio, würden auch die Amerikaner außerstande gesetzt, Tschiang zu beliefern und zu finanzieren. Die 100-Million-Dollar-Anleihe Tschiangs in U.S.A., die wohl restlos zur Bezahlung russischer und britischer Waffen- und Munitionslieferungen verwendet werden wird, geht Japan umsomehr auf die Nerven, weil die Kreditgewährung mit einer systematischen Drosselung verschiedener Zufuhren nach Japan verbunden wird. Man kann annehmen, daß mit der wachsenden amerikanischen Rüstung gewisse Dinge, wie der neuerliche Lieferungsvertrag zwischen Niederländisch-Indien und Japan, auch nicht mehr möglich sein werden.

Die Dringlichkeit des „Achsen Sieges“ über England muß darum Japans natürlichster Wunsch sein, weil erst dann auch über die russische und amerikanische Rolle in China entschieden würde. Japan kann seinerseits diesen Achsen Siegen nur beschleunigen helfen, wenn es britische Kräfte bindet. Es wird heute angenommen, daß der ausgebrochene siamesisch-französische Konflikt an der Mekong-Linie das Vorspiel eines japanischen Vorstoßes in die Nähe der britischen Burma- und Singapur-Positionen sein werde.

Vorunterricht verworfen

Wir müssen uns klar sein, daß die Verwerfung der Vorlage über den militärischen Vorunterricht nichts über unsere tatsächliche Wehrebereitschaft ausagt. Man hat in privaten Gesprächen etwa hören können: Unsere Kinder werden hoffentlich nicht erwachsen sein, wenn der gegenwärtige Krieg zu Ende geht! Zwei, drei Jahre ... dann ist Friede ... besser also, die vorhandenen Mittel zusammenhalten und für die heute Wehrfähigen aufwenden! Man hofft wieder einmal, die Welt werde nachher mindestens einen ewigen Frieden von einigen Jahrzehnten erleben ... und wenn es wieder losgehen sollte, würde man die Jugend, die alsdann vorhanden wäre, auszubilden haben, nicht aber die heutige!

Doch nicht diese Art praktischen Rechnens, die manchen zum Neinsagen oder zum Daheimsitzen veranlaßte, gab den Ausschlag. Das anonyme Bündnis aller verwerfenden Schichten zeigt die sonderbarsten Färbungen. Da gab es „Kagazianer“, die meinten, es sei des Militarismus genug. Da sind die seit acht Tagen eidgenössisch verbotenen Kommunisten und die „Nicolisten“, die dem „kapitalistischen Staat“ überhaupt keinen Centime für die Verteidigung bewilligen würden, wenn es nach ihnen ginge. Da gab es wohl auch Leute von der verbotenen „nationalen Bewegung“, denen die Weltgeschichte entschieden scheint und die sich nicht vorstellen können, daß man „wehrhaft bleiben und wehrhafter werden“ will, für jeden denkbaren Fall!

Aber diese Grüppchen sind periphere Erscheinungen und zählen ebenfalls kaum, oder kaum mehr als die klugen Rechner. Was aber zählte, das waren die Leute aus den Parteien, die sonst echte Patrioten und Staatsbejager sind. Es hat sich gezeigt, daß die annehmenden Kantone Baselstadt und -Land, Solothurn, Zürich, Schaffhausen und Genf „grenznahe“ sind. Bei ihnen hat der Anschauungsunterricht gewirkt und den JaStimmen zum Übergewicht verholten. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu: Zürich hätte ohne das Gewicht der Stadt verworfen. Es waren also die Städte, die annahmen. Auch in Basel, Genf und Schaffhausen entschieden die Gefolgschaften der Parteien, die Disziplin hielten. Mit andern Worten: Die Arbeiterschaft stellte prozentual das größte Kontingent der Leute, die begriffen, was die Vorlage prinzipiell wollte.

Die verwerfenden „Patrioten“ aber setzen sich zusammen aus „Bauern, Katholiken und Föderalisten“, wie dies ein Oppositionsblatt formulierte. Und natürlich auch aus jenen Arbeitern, Freisinnigen und andern, welche nicht „Disziplin hielten“.

Soll man nun aus dem Verhalten dieser vor allem ländlichen verwerfenden Mehrheit schließen, daß sie den Bundesrat defavorisieren wollte, oder gar, daß sie defaitistisch geworden sei? Wir glauben nicht. Es handelt sich vielmehr um eine Demonstration, oder sogar um verschiedene anders gemeinte Demonstrationen.

Ein Schlagwort, das viel verrät, lautete: „Wir wollen keine Staatsjugend“. Denken wir daran, daß Staatsjugend ein Begriff geworden, den wir mit den kommunistischen und andern ausländischen Erziehungssystemen verbinden. Die Jugend nicht mehr unter dem Einfluß der Eltern, sondern unter dem ihrer Führer ... der Schritt zu einem Zustande, in dem die Jugend gegen die Eltern auftritt, ist erfahrungsgemäß kurz. Es gab namentlich in katholischen Kreisen viele, die ganz bewußt einer solchen Entwicklung entgegenzutreten wünschten, und noch viel mehr, die instinktiv aus denselben Motiven heraus Nein sagten. Aber nicht nur bei den Katholiken, die von den Erfahrungen ihrer Glaubensgenossen in einer Reihe von Staaten genug wissen, sondern auch bei andern Eltern fand das Schlagwort deutlichen Widerhall, und wer sich vorher getäuscht haben mochte in der Einstellung unseres Volkes zu diesen Dingen, der weiß heute Bescheid. Es ist für die Familie demonstriert worden, und der Volkswille hat bezeugt, daß er Soldaten wünscht, die mit dem Staat auch die Familie achten und ehren sollen und nicht den Abgott Staat über die Götter des Herdes und des kleinen, intimen Kreises stellen, so daß sie schließlich zu entwurzelten „Prätorianern“ werden.

Daneben hat bei den Bauern die Überanstrengung der Arbeitskraft im letzten Notjahr weitergewirkt. Bauernbuben müssen eben auch an Samstagmittagen werken. Es war vielleicht ein Fehlgriff, im Namen des Respektes vor dem Sonntag den Vorunterricht auf den Samstag zu verlegen. Die 60 Stunden im Jahr, auf 15 Sonntage verteilt, wären leichter geschluckt worden, als wenn 15 halbe Werkstage geopfert werden sollten.